Flugschriften
des
Evangelischen Bundes
zur Wahrung der deutsch-protestantischen Interessen.

290
(XXV. Reihe, 2)

Ist Christus eine geschichtliche Person?

Von

Lic. Dr. Viktor Kühn,
Pastor in Dresden.

Halle (Saale) 1910
Verlag des Evangelischen Bundes.

Den folgenden Ausführungen liegen zwei Erwiderungen zugrunde, mit denen ich im Dezember 1909 Arthur Drews entgegentrat, der kurz vorher in Dresden über die „Christusmythe“ gesprochen hatte. Sie wollen vor allem solchen Nichttheologen dienen, deren christliches Denken und Fühlen durch die Leugnung der Geschichtlichkeit Jesu beunruhigt wurde.

Dresden, den 14. Februar 1910.

Der Verfasser.

Ist Christus eine geschichtliche Person?

Von

Lic. Dr. Victor Kühn,

Pastor in Dresden.

Motto:

Einen andern Grund kann niemand legen außer dem, der gelegt ist, welcher ist Jesus Christus.
1. Kor. 3,11.

„Daß er das Höchste gesetzt hat als das Einigende und das Weiteste gesetzt hat als das zu Einigende und das Beste gesetzt hat als das Höchste, das hat ihm keiner zuvor getan, das tut ihm keiner zuvor, denn er hat es getan. (Fechner im Zendavesta.)

Halle (Saale), 1910
Verlag des Evangelischen Bundes.

Unter den brennenden Fragen der Gegenwart ist die religiöse sonderlich heiß, und in ihrem Bereich am brennendsten die Frage nach Jesus Christus. Er steht im Mittelpunkt des großen Geisteskampfes. Er bewegt mit Macht die vielbeschäftigten Menschen der Gegenwart. Freund und Feind sieht nach ihm. Auch seine Gegner müssen beweisen, daß keiner um ihn herumkommt. Hier gibt's kein gleichgültiges Vorübergehen, kein kühles Beiseiteblicken, kein stolzes Verachten. Man muß „ja" oder „nein" zu ihm sagen. Eine unsichtbare Gewalt zwingt dazu.

Noch nie wurde das Bild und die Geschichte Jesu so von allen Seiten beleuchtet wie in unsern Tagen, aber auch noch nie so bezweifelt. Man schritt sogar zum Äußersten, man wagte die Behauptung: „Jesus von Nazareth ist überhaupt keine geschichtliche Person. Er hat gar nicht gelebt. Er ist erdichtet." Mit aller Schärfe und allem Nachdruck wurde diese Behauptung aufgestellt, in die Kreise der Wissenschaft getragen und mit größter Rücksichtslosigkeit und Reklame auch in die Massen des Volkes geschleudert. Ist Jesus Geschichte oder Mythus? Hat der galiläische Prophet in der Tat nicht gelebt, so ergeben sich daraus die ernstesten und schwersten Folgerungen. Dann ist unsere Religion wurzellocker, dann ruht das Christentum mit seiner zweitausendjährigen Entwicklung auf einem Phantom, auf Einbildung.

Mit Ungestüm wird jene Frage seit einigen Monaten aufgeworfen. Aber neu ist sie keineswegs. Schon Ende des 18. Jahrh. warf sie der Franzose Dupuis auf. Es ist auch bekannt, daß Napoleon 1808 bei seiner Anwesenheit in Weimar in einem Gespräch, das er über die Geschichte Jesu mit Wieland führte, diesen mit den Worten plötzlich unterbrach: „Ich glaube gar nicht, daß jemals ein Jesus Christus gelebt habe." Seitdem haben die Versuche nicht aufgehört, die Geschichtlichkeit Jesu zu bezweifeln und zu bestreiten. Für Bruno Bauer († als Schriftsteller in Rixdorf b. Berlin 1882) stammt das Christentum aus stoisch-alexandrinischer Philosophie, insbesondere aus dem geläuterten Stoizismus Senecas; Jesus sei das Idealbild eines Weisen, das die römische Philosophie suchte und schuf. Für eine religiöse Dichtung erklärten ihn auch die Holländer Pierson und Loman, die Franzosen Burnouf (1885) und Hochart (1890). Sozialdemokratische Geschichtsschreiber hingegen leiten das Evangelium aus wirtschaftlichem Boden, aus sozialen Masseninstinkten des damaligen Proletariats her. Eine schöpferische Persönlichkeit erschien ihnen unnötig. Balduin Säuberlich meint in seinem Buche „Jesus der Nazaräer" (1896): „Die Tatsache des Christentums ist ohne einen persönlichen Stifter durchaus verständlich." Georg Lommel be-

tont in seiner Untersuchung über „Jesus von Nazareth“ 1897, es bestünde zwischen Christentum und Jesus kein näherer Verband als etwa zwischen Amerika und Amerigo Vespucci.

Indes solche Leugnung eines persönlichen Urhebers der christlichen Weltreligion drang nicht in weitere Kreise. Bekannter wurde sie durch den Bremer Pfarrer Albert Kalthoff[1]) († 1906). Er behauptete, das Christentum stamme aus einer der größten sozialen Bewegungen, dem Kampf der alten prophetischen Gedanken und ihrer Rechtsidee mit der Gewalt von unten und der von oben. In diesem Kampf nach zwei Seiten habe sich die Kirche gebildet, in ihm sich weiter entwickelt. Hernach seien die aufwärtsstrebenden proletarischen Massen in ihren Dienst getreten, reichen Enthusiasmus in den überwallenden Seelen. Als greifbare Größe aber begegne uns die neue Religion, die Kirche, erst zur Zeit des Kaisers Trajan (98—117). Kalthoff will zwar nicht ganz in Abrede stellen, daß jemals ein Jesus gelebt habe, aber derjenige Jesus, den die Evangelien als Christus einführen, stelle nur die Idee der werdenden Kirche, ihre Personifikation dar. Solche Personifizierung von Ideen wiederhole sich öfter in der Weltgeschichte, gerade auch in der jüdischen Literatur und bei der Entstehung religiöser Sekten. In der Leidensgeschichte des Erlösers spiegele sich nur die Verfolgung unter Trajan wieder. Pontius Pilatus sei eine ähnliche Rolle angedichtet worden, wie sie der Statthalter von Bithynien, Plinius der Jüngere, in der Tat spielte; in Petrus aber habe die römische Gemeinde sich personifiziert.

Von Bedeutung für den gegenwärtigen Ansturm gegen die Geschichtlichkeit Jesu wurden nach Kalthoff der Engländer John M. Robertson (1904), der die Heimat der Erlösungsreligion namentlich in indischen und ägyptischen Mythen findet, sowie der amerikanische Mathematikprofessor Benjamin Smith. Er bemühte sich 1906 in seinem auch in deutscher Übersetzung erschienenen Werk „Der vorchristliche Jesus“ eine bereits vorchristliche Jesusverehrung nachzuweisen, deren Spuren er im Neuen Testamente wiederfinden will. Weinel[2]) schildert und kritisiert Smiths Gedanken so:

„Der Name Jesus heißt auf deutsch Gotthilf, ist also ein prächtiger Name für einen Kultgott. Und Nazarener kann man mit Nazoräer, und dieses wieder, wenn man auf die Genauigkeit der Buchstaben nicht allzuviel Wert legt, mit Nozeräer gleichsetzen, und dann kann man aus dem Nozeräer, dem Namen des Stifters, ja auch einen Namen für das Glied der Sekte machen und dann daraus einen neuen Namen des Stifters Nozer, d. h. Wächter, Schützer, ableiten, was ja wieder ein trefflicher Name für einen vorchristlichen Kultgott ist. Vorchristlich aber ist die Sekte, weil Epiphanius einmal mitten in einer Erörterung über die christliche Sekte der Nazarener oder Nasaräer sagt, sie sei „vor Christus“ dagewesen

1) Kalthoff: Das Christusproblem, Grundlinien zu einer Sozialtheologie, 2. Aufl. 1903. — Die Entstehung des Christentums, 1904. — Was wissen wir von Jesus? 1904.

2) Zeitschrift für Theologie und Kirche 1910, I, S. 5.

und hätte auch den Jesse, den Vater Davids verehrt. Diese wunderliche Notiz vom Ende des vierten Jahrhunderts, die wohl die Nazaräer mit den Essenern irgendwie zusammenbringt, hält nun Smith für wichtiger als die gesamte Tradition der zwei ersten Jahrhunderte. Und Nazareth muß von diesen Leuten und ihrem Kultgott Nozer seinen Namen haben, weil es in keiner außerchristlichen Quelle erwähnt ist. (NB. Als ob eine Sekte ihren Stifter aus einem Dorf herleitete, das es gar nicht gibt, und dabei macht sie noch orthographische Fehler oder verwegene Willkürlichkeiten.)“

Weit weniger Beachtung fanden die drei Deutschen Promus, Jensen und Vollers, die auch glauben, auf einen Jesus der Geschichte verzichten zu sollen. Während Vollers dabei große Zurückhaltung beachtet, kennt sie Jensen nicht. Ihm erscheint die evangelische Geschichte ebenso wie viele andere Sagen, Legenden und Religionen, wie beinahe die ganze Weltliteratur nur als eine Umformung und Ausgestaltung babylonischer Sagen vom göttlich verehrten Sonnenhelden Gilgamesch.

In die weitesten Kreise aber drang, namentlich mit Hilfe öffentlicher monistischer Versammlungen, die 1908 erschienene „Christusmythe“ von Arthur Drews (Professor der Philosophie an der technischen Hochschule in Karlsruhe, nicht zu verwechseln mit dem bekannten Professor der Theologie an der Universität Halle a. S. Paul Drews). Er fußt auf Robertsons und Smiths Untersuchungen. Aber vollständiger und umfassender als irgend einer seiner Vorläufer möchte er die Jesuslehre und das Christentum als Mythe aus anderen Religionen und aus früheren Philosophien herleiten und völlig in mythischen Nebel auflösen. Längst vor dem Christentum habe es die Idee eines Welterlösers gegeben. Von Josua über Jesaia zu Jesus sei sogar der gleiche Name vererbt worden, und der christliche Jesus sei nichts anderes als eine künstlich geschaffene Idealfigur, ähnlich wie u. a. die sieben römischen Könige, Arnold von Winkelried und Wilhelm Tell, die Fortsetzung einer vorchristlichen Mythendichtung, eines vorchristlichen Jesus. Dieser habe ein Heim gehabt in jener vielgestaltigen synkretistischen Religionsbildung (Religionsmischung), die aus babylonischen, persischen, jüdischen und griechischen Bestandteilen zusammengesetzt in den letzten Jahrhunderten vor Christus das ganze westliche Asien beherrschte, die man in der Regel als mandäische Religion bezeichnet, zu der auch jüdische Sekten gehörten. Jesus bedeute darnach den Kultgott vorchristlichen jüdischen Sektenglaubens. Der Kultus des persischen Mithra, des indischen Agni und des griechischen Adonis kehrten in seiner Verehrung wieder. In Bethlehem habe auch ein Heiligtum des Adonis gestanden. Selbst der Name Maria klinge an Maya, den Namen der Mutter des Gottes Agni, an. Auch die Geschichte von Petrus sei eine Legende, deren Vorbild im Prometheus der Griechen und im Mithra der Perser ruhe.

Ein kühner Gedankenbau, beinahe so kühn wie das Urteil im „Freien Wort“ (1909, S. 491): „Die Religionswissenschaft ist allmählich zu dem Resultate gelangt, daß ein Jesus Christus als historische Person nicht mehr aufrecht zu erhalten ist. Die Evangelien werden von zahlreichen

Forschern ersten Ranges in Amt und Würden für Mythensammlungen erklärt." Nur schade, daß dies selber wie eine Mythe klingt. Es ist kein Zweifel, und mit dankbarer Freude wollen wir es anerkennen, daß die vergleichende Religionswissenschaft in manches Dunkel Licht getragen, von manchem Rätsel den Schleier gehoben und manchen wertvollen Beitrag zum Verständnis des Christentums geliefert hat. Kein Zweifel, daß manches im Urchristentum aus der Vergleichung mit anderen Religionen heraus zu verstehen ist, daß „die Völker dem Evangelium und dem werdenden Christentum manche Schätze entgegengebracht haben".[1]) Die „Fülle der Zeiten" ist uns nie so zum Bewußtsein gekommen als jetzt, da auch die religionsgeschichtliche und die religionsvergleichende Forschung uns die Augen für verborgene Geheimnisse und für das große weite Wirken des göttlichen Geistes geöffnet hat. Aber Jesus Christus und seine Religion rein und restlos aus andern abzuleiten, ist noch niemandem gelungen. Am allerwenigsten Drews, wenn er scheinbar mit Hilfe der religionsgeschichtlichen Methode, in Wirklichkeit aber in arger Methodelosigkeit, mit wilder Phantasie und mit wilden Kombinationen das Christentum zum Erzeugnis eines gärenden und wogenden philosophisch = religiösen Chaos und seiner verworrenen Mythen zu stempeln trachtet.

Doch fragen wir, wie stützt Drews seine Behauptungen im einzelnen? Er weist darauf hin, daß Jesus als Mann der Geschichte viel zu schlecht oder gar nicht bezeugt sei. Hat er recht? Gewiß besitzen wir wenig Nachrichten über Jesus aus der profanen Literatur jener Zeit (d. h. außerhalb des Neuen Testaments). Aber das ist nicht schwer zu erklären. Die neue Religion hat anfangs nur kleine Kreise bewegt, und ihre Entwicklung vollzog sich in Bevölkerungsschichten, die wenig Fühlung hatten mit den führenden Mächten der Kultur und Politik. Sie war selber rein geistiger Art und rief keine wirtschaftlichen oder politischen Bewegungen hervor. Warum sollte der Staat sich über einen angeblichen Aufrührer erregen, der in einem verborgenen Winkel des gewaltigen Weltreiches, von seinem eigenen Volke zum Tode geführt, den Untergang gefunden hatte? Die Bedeutung und die Tragweite der jungen Bewegung konnte ja auch nur von denen gewürdigt werden, die in innerer, seelischer Beziehung zu Jesus standen. Daher wurde der neue Prophet und seine Gründung von den Zeitgenossen wenig beachtet. Daher schenkte ihm der römische Staat nicht seine Aufmerksamkeit. So hatte auch die damalige Geschichtsschreibung keine Veranlassung, sich mit ihm zu beschäftigen.

Überdies konnten heidnische Augen das Christentum als besondere Religion zuerst gar nicht erkennen. Man hielt es für Judentum oder für eine kleine jüdische Gemeinschaftsbildung, der man keine Aufmerksamkeit schenkte, zumal es der kleinen und kleinsten religiösen Zusammenschlüsse die Fülle gab. Als man aber später das Christentum allerorten als eine

1) Bousset: Die Jüdische Apokalyptik, 1903, S. 67.

Sondererscheinung erfaßte, lag ein Verständnis für seine Wirkung auf die Öffentlichkeit noch immer in weiter Ferne. Das alles hätte Drews nicht übersehen sollen, wenn er glaubt, aus dem bloßen Schweigen der Profanliteratur seine verneinenden Folgerungen ziehen zu müssen. Selbst Voltaire warnt vor solchen voreiligen Schlüssen aus dem Schweigen der nichtchristlichen Schriftsteller.

Übrigens ist dies Schweigen nicht völlig. Wir besitzen von heidnischen Schriftstellern des angehenden zweiten Jahrhunderts Zeugnisse über Jesus. Wir erfahren durch Tacitus (Annalen 15, Kap. 44), daß der Ursprung des Christentums in Judäa liegt, daß Christus, sein Gründer, der Urheber des Christennamens ist und daß er unter der Regierung des Kaisers Tiberius durch den Prokurator Pontius Pilatus hingerichtet wurde. Nach dem Urteil der Philologen erscheint diese Stelle als durchaus unverdächtig, ursprünglich und einwandfrei, als echt tazitеisch in Stil und Sprache, so daß eine Einschwärzung von vornherein ausgeschlossen ist. Drews indes steht diese Stelle im Wege, darum nennt er ernste, tiefgründige, philosophische Untersuchungen darüber — „Wortmacherei" und beruft sich immer wieder auf die seltsamen, kritischen Ausführungen des Franzosen Hochart, der doch selber zugeben muß, daß der handschriftliche Text keine Spur einer Einschiebung verrate, und im Anfang seines Buches die Worte Gibbons anführt, daß auch der kühnste Skeptizismus die Wahrheit und Integrität dieser Stelle anerkennen müsse. Selbst nach Kautsky[1]) liegt kein Grund vor, die Echtheit des Tazituswortes anzuzweifeln.

Sehen wir sodann ab von einer Stelle bei Sueton, die nach begründeter Vermutung sich auf Christus und die römische Christengemeinde bezieht, deren Verwertung hier aber immerhin angefochten werden könnte, so schreibt schließlich Plinius der Jüngere in seinem bekannten Briefe an Trajan von der göttlichen Verehrung, die Christus von den Seinen genieße, und von der strengen Sittlichkeit, die er von ihnen verlangt habe.

Diese heidnischen Zeugnisse liegen vor. Mit einem Machtwort lassen sie sich nicht streichen. Wenn Drews betont, selbst im Falle ihrer Echtheit könnten diese Angaben nichts beweisen, da doch zur Zeit ihrer Entstehung „die Tradition des historischen Christus" sich bereits gebildet hätte, so begeht er einen schweren logischen Fehler. Denn er will ja eben erst beweisen, daß sich in der Zeit, bis diese Angaben niedergeschrieben wurden, eine solche „Tradition" bilden und verbreiten konnte, ohne stärksten Widerspruch zu finden. Ein solcher logischer Fehler sollte einem deutschen Professor nicht unterlaufen.

Mögen nach Harnacks Ausdruck die heidnischen Zeugnisse sich auch bequem auf ein Quartblatt schreiben lassen, so ist dies Blatt doch nicht stumm. Wir lesen auf ihm von der Existenz Christi, der eine religiöse Gemeinschaft gründete und unter dem Prokurator Pontius Pilatus in Judäa mit dem Tode bestraft wurde. Er hat die Seinen zu strenger Sittlichkeit erzogen und genoß nach seinem Tode göttliche Verehrung.

1) Neue Zeit, III, S. 497.

Jüdische Nachrichten über Jesus, die sicher aus jener Zeit stammen, haben wir nicht. Auch das fällt nicht schwer ins Gewicht, denn der einzige Schriftsteller, bei dem wir solche Kunde erwarten könnten, ist der Geschichtsschreiber *Josephus*. An zwei Stellen seiner Antiquitäten (XVIII und XXI) ist von Jesus zu lesen, aber diese Stellen sind offenbar von späteren Abschreibern eingefügt. Das Stillschweigen des Josephus hat jedoch durchsichtige Gründe. Es ist absichtlich. Er mochte seinen römischen Lesern gegenüber nichts von einem König der Juden erwähnen. Ihm schien auch eine besondere Widerlegung des seltsamen Glaubens nicht notwendig, da er doch schon gerichtet sei durch die Niedrigkeit und den Kreuzestod des Stifters. Er mochte ferner die neue Sekte durch eine Notiz nicht bekannter machen. Außerordentlich bedeutsam aber ist es, daß *wir aus keiner Schrift jener Zeit hören, Jesu geschichtliches Dasein sei je von einem Juden bezweifelt oder geleugnet worden.* Frühzeitig hat jüdischer Haß und jüdische Anfeindung gegen das Christentum geeifert. Namentlich das erste und vierte Evangelium nehmen darauf Bezug, ebenso die Apologeten, die im nachapostolischen Zeitalter den jungen Glauben gegen feindliche Angriffe durch ihre Schriften verteidigten. Wir besitzen von Justinus Martyr, der zu Rom unter dem Kaiser Mark Aurel enthauptet wurde, einen sehr ausführlichen Dialog mit dem Juden Trypho, der wohl eine freie Überarbeitung einer wirklich vorausgegangenen Disputation darstellt. Auch der heidnische Polemiker Celsus hat nach seinen eigenen Andeutungen von den jüdischen Angriffen und ihrer Kampfesart gelernt. In seinem „Wort der Wahrheit", wo er scharf gegen das Christentum zu Felde zieht, läßt er auch einen Juden auftreten, der mit Hilfe der geläufigen jüdischen Verleumdungen ein Bild Jesu entwirft. Also genug jüdischer Kampf gegen den Galiläer, seine Lehre und seine Gemeinde! Aber niemals ist es einem Juden eingefallen, Jesu Existenz und Kreuzestod anzuzweifeln. Hätte sich ihnen auch nur von ferne ein geringer Anhalt dazu geboten, so würden sie unzweifelhaft und unzweideutig die Gelegenheit benutzt haben. Denn eine bessere und schlagendere Waffe hätten sie nicht finden können. Daß niemals ein Jude derlei Zweifel geäußert hat, diese Tatsache ist also ein festes Bollwerk gegen alle Phantasien von einem nur erschwärmten oder erträumten oder erdichteten Jesus.

Weiter haben wir das beredte und klare Zeugnis der *christlichen Quellen*. Zwar von Christus selbst besitzen wir keine Zeile und kein Wort, das er mit eigener Hand aufgezeichnet hätte. „Daß er der Schreibkunst mächtig war" — sagt von Soden[1] — „steht für den in einem geordneten jüdischen Handwerkerhause Aufgewachsenen, daß er zur Schriftstellerei befähigt war, steht für den Schöpfer der Gleichnisse außer Frage." Aber die Zeit seines Wirkens war kurz und gedrängt. Er war viel zu sehr ein Mann der Tat. Was wir von ihm wissen, ist uns nur durch andere

1) von Soden: Urchristliche Literaturgeschichte, 1905, S. 2.

übermittelt. Aber es ist überraschend, wieviel die ersten Christen schrieben trotz ihrer Erwartung eines baldigen Weltunterganges. Freilich trat für die Schüler des großen Lehrers alsbald nach seinem Tode des Meisters Erdenleben immer mehr in den Hintergrund. Die Erinnerung daran wurde völlig überstrahlt von dem Goldglanz der Gewißheit: Jesus Christus ist zur Rechten Gottes erhöht. Von hier aus betrachteten sie seine Vergangenheit. Sicher mußte so mancher Zug seines Bildes an ursprünglicher Farbe verlieren, oder auch ganz in der Überlieferung erblassen und verschwinden.

Überdies wollen die neutestamentlichen Schriften keineswegs geschichtlichem Interesse dienen. Es sind Glaubensbücher mit dem Zweck, das Evangelium zu verkünden, zu verbreiten, in ihm zu unterweisen, die Seelen, wie die Gemeinden zu erbauen und zu festigen. Vergessen wir auch nicht, daß es zum guten Teil Gelegenheitsschriften sind und sein wollen, an die man nicht Fragen stellen soll, die sie unmöglich beantworten können, an die man nicht Forderungen richten darf, die sie nicht erfüllen können. Mit Rücksicht auf diese ihre Eigenart, müssen wir sagen: es ist viel, was sie uns von dem Leben Jesu erzählen.

Der älteste christliche literarische Zeuge für den Herrn ist *Paulus*, sein Prophet und Propagator, wie ihn Deißmann nennt,[1] sein erster und größter Missionar, die hellste Gestalt der ersten Christenheit, ein rocher de bronce im Urchristentum. Bald nach Jesu Scheiden tritt er auf, ein Mann von stark ausgeprägter Eigenart, ein Arbeiter ohne Ermüden, ein Held ohne Furcht, der treueste Knecht seines Herrn, der ihn zu Damaskus bezwungen hatte und dem er alles verdanken will, was er hat: „Ich lebe, aber doch nun nicht ich, sondern Christus lebt in mir" — dem Heiland ganz zu eigen und doch der selbständigste seiner Bannerträger.

Die Schriften dieses Kronzeugen müssen besonders wertvoll und wichtig sein, Dokumente ersten Ranges, der Ankergrund für alle Forschung über das Leben Jesu, denn sie sind zu einer Zeit verfaßt, da noch Leute aus Jesu Tagen seine Lehre prüfen konnten. Darum hat die Kritik, die Jesu Bild verflüchtigen und untergraben wollte, auch immer zuerst diesen Felsblock angebohrt. Drews wirft die Behauptung hin, es herrsche über die Echtheit der Paulusbriefe auch unter den Theologen große Uneinigkeit und die radikale Ansicht der holländischen Schule, daß sie unecht seien, gewinne immer mehr Boden. Das ist ein erstaunlich kühner Satz. Was die sogenannte holländische Schule und der Berner Theolog Steck lehren, ist von der theologischen Wissenschaft, zumal der deutschen, geradezu einhellig und einmütig widerlegt worden. Ja, in Holland selber ist das Ansehen und der Einfluß dieser Schule stark im Sinken begriffen. Harnack schreibt: „Wer einen Brief wie den ersten Korintherbrief für unecht erklären kann, wer nicht sieht, daß er Abschnitt für Abschnitt wirklich in der Situation entstanden ist, aus der er stammen will, dem ist die Fähigkeit

1) Deißmann: Evangelium und Urchristentum in den Beiträgen zur Weiterentwicklung der christlichen Religion, 1910, S. 107.

abzusprechen, in geschichtlichen Urkunden zwischen Wahrem und Falschem zu unterscheiden.“ Gilt das auch für Drews? Die Bedenken, die manche Forscher veranlassen, einige Briefe dem Apostel abzusprechen, beschränken sich zumeist auf die Timotheusbriefe und den Titusbrief, daneben etwa noch auf den 2. Thessalonicher- und den Epheserbrief; die großen und wichtigen Briefe, Römer, 1. und 2. Korinther und Galater, sind schlechthin nicht als Fälschungen späterer Zeit zu begreifen, sondern offenbar echtes Werk des Apostels.

Was erzählt uns dieser große Schriftsteller vom geschichtlichen Leben Jesu? Nur wenig. Aus leicht erklärlichen Gründen. Auf Erden hatte er ihn wohl nie gesehen. Den er zu Damaskus in der großen Wendestunde seines inneren und äußeren Lebens schaute, der ihn dort zu seinem auserwählten Rüstzeug berief, das war der verklärte und erhöhte Herr, der himmlische Christus. Von ihm wußte er sich besiegt und beseligt, von ihm sein ganzes Leben und die ganze Weltgeschichte in zwei Abschnitte zerlegt, in ein Vorher und Nachher, ohne ihn und mit ihm. Mit ihm stand er in steter innerster Gemeinschaft, von ihm erwartete er noch bei seiner Wiederkunft die Vollendung und Krönung des Erlösungswerkes. Kein Wunder, daß die kurzen Tage des Erdenlebens Jesu für Paulus geringe Bedeutung hatten und er nur wenig Einzelheiten aus ihnen berührt. Dennoch ist ihm der Erlöser alles andere als nur ein Phantasiebild, wie Drews gerne einreden möchte. Solch Schwärmen für ein Phantom und die machtvolle, tatkräftige Natur dieses tapferen Streiters, welch ein Widerspruch! Hätte er mit einer Illusion mitten im Volke so schnell die Fahne des Sieges aufpflanzen können? Sein Erfolg bliebe ein großes Rätsel. Für ihn stand es fest, daß der Erhöhte durch den Kreuzestod zu seiner Herrlichkeit eingegangen war. Dieser Tod jedoch allein war ein großer Widerspruch zur Messiaswürde. Wenn Paulus dennoch den Gekreuzigten für den Messias hielt, so mußte er nicht nur überzeugt sein, daß Christus jetzt erhöht zur Rechten Gottes waltet, sondern er mußte auch an Jesu Erdenleben Züge der Reinheit und Hoheit wahrgenommen haben; er mußte ein Bild von Jesu menschlichem Charakter in sich tragen. In der Tat besitzt er ein solches scharf umrissenes Bild. Röm. 5, 15 ff. zieht er die Parallele zwischen dem einen Menschen Adam und dem einen Menschen Jesus. So gewiß dem Apostel Jesu göttliche Natur ist, so entschieden betont er daneben sein menschliches Wesen: Jesus ist ihm (Röm. 1, 3) nach dem Fleisch von Davids Samen. Von einem Weibe geboren führt er ein Leben in der Beobachtung des Gesetzes (Gal. 4, 4), in vollkommenem Gehorsam bis zum Kreuzestode (Phil. 2, 5 ff.) und in Armut (2. Kor. 8, 9). Er spricht von Jakobus, dem Bruder des Herrn, und den andern Brüdern des Herrn (Gal. 1, 19; 1. Kor. 9, 5). 1. Kor. 11, 23 erzählt er feierlich ernst und ausführlich von der Einsetzung des heiligen Abendmahles, und 1. Kor. 5, 7, daß Christus als Osterlamm geopfert wurde. Nach 1. Kor. 15, 2—8 besaß er einen genauen Bericht über die Erscheinungen des Auferstandenen. Seine sittliche Anschauung ruht zweifellos auf Sittengeboten seines Herrn. Man

vergleiche 1. Kor. 4, 2: „Nun suchet man nicht mehr an den Haushaltern, denn daß sie treu erfunden werden“; mit Luk. 12, 42: „Wie ein groß Ding ist's um einen treuen und klugen Haushalter“; Röm. 2, 1 mit Matth. 7, 1 (Nicht richten!). Hallen nicht manche Töne aus Jesu Predigt in den großen ethischen Kapiteln Röm. 12—14 wieder? Beruft er sich nicht 1. Kor. 7, 10 (Verbot der Ehescheidung) wie 1. Kor. 9, 14 (Recht der Evangelisten auf Beköstigung) auf ein Herrenwort? Nach der Apostelgeschichte 20, 35 hat er als Spruch Jesu einmal das Wort angeführt: „Geben ist seliger denn nehmen.“ 2. Kor. 10 ermahnt er „bei der Sanftmut und Bescheidenheit Christi“. Klingt das nicht wie Kristallisierung der Worte Jesu in Matth. 11, 29: „Ich bin sanftmütig und von Herzen demütig“? 1. Kor. 1, 18 ff. fragt er „Hat Gott nicht die Weisheit der Welt zur Torheit gemacht?“, als höre er in der eigenen Seele das Wort des Meisters Matth. 11, 25; Luk. 10, 21: „Ich preise dich, Vater und Herr des Himmels und der Erde, daß du solches den Weisen und Klugen verborgen hast und hast es den Unmündigen geoffenbart.“ Mögen auch einzelne dieser Anklänge und Übereinstimmungen als zufällig verstanden werden können, ihrer Gesamtheit gegenüber wird kein unparteiisch Urteilender das zu behaupten wagen. Wir dürfen auch annehmen, daß Paulus in seiner mündlichen Predigt noch mehr vom Leben des Herrn berichtet hat, als er gerade Gelegenheit hatte, in seinen Briefen vorzubringen.

Aber wie hatte er sein Bild vom Leben Jesu gewonnen? Die Jünger Jesu gaben es ihm, die er verfolgte und beobachtete, mit denen er sprach und stritt. So entschieden er im Galaterbrief seine Selbständigkeit den Zwölfen und der Jerusalemer Gemeinde gegenüber betont, so sicher dürfen wir doch auf der anderen Seite annehmen: aus dem Munde des Petrus, Jakobus und anderer hat er vieles gelernt. Mit Petrus und Jakobus ist er wiederholt zusammengekommen, drei Jahre nach seiner Bekehrung 15 Tage lang.

Wiewohl also Pauli Gedanken in erster Linie dem Gekreuzigten und Auferstandenen sich zuwandten, so hat er doch Verständnis auch für sein vorausgegangenes Erdenwirken und für den tiefen Eindruck, den er hinterlassen haben muß.

Aber Paulus steht mit seinem Zeugnis keineswegs allein. Die Apostelgeschichte erwähnt Jesu öffentliche Wirksamkeit, seine Mutter und seine Brüder, spricht davon, wie er umhergezogen ist, wohlgetan und gesund gemacht hat, wie Gott mit ihm war und durch ihn Taten und Wunder und Zeichen vollbrachte, wie er schließlich den Tod erlitt, um von ihm wieder aufzuerstehen. Ebenso wird in anderen Briefen nicht nur Jesu Kreuzestod erwähnt (1. Petr. 2, 23; Hebr. 13, 32). Es heißt auch 1. Petri 1, 23 ff., daß er nicht wieder schalt, da er gescholten ward, und Hebräer 2, 17, daß er mußte allerdings seinen Brüdern gleich werden, daß er (2, 18 und 4, 15) versucht worden ist wie wir, nur ohne Sünde, daß er (5, 7) in den Tagen seines Fleisches Gebet und Flehen mit starkem Geschrei und Tränen geopfert, und (5, 8) an dem, daß er litt, Gehorsam gelernt hat.

Wie diese späteren, neutestamentlichen Schriften, so legen von der geschichtlichen Erscheinung Jesu auch andere christliche Bücher ein deutliches Zeugnis ab, die um die Wende des ersten Jahrhunderts oder in der ersten Hälfte des zweiten entstanden sind. (Die Briefe des Clemens, des Ignatius, des Polykarp und des Barnabas, die Apostellehre und der Hirt des Hermas.) Da auch sie nur aus bestimmtem Anlaß auf das Leben des Gekreuzigten zu sprechen kommen, so haben wir hier wiederum ein Recht zu vermuten, daß sie weit mehr wissen, als sie uns bieten, zumal die Verfasser, selber überzeugt, den Geist des Erhöhten zu besitzen, auf die einzelnen Züge aus seinem irdischen Leben nicht viel Wert legten.

Eine besonders frisch sprudelnde Quelle für die Geschichte Jesu bieten uns, das eine mehr, das andere weniger, die vier Bücher des Evangeliums nach Matthäus, Markus, Lukas und Johannes.

Gewiß ist ihr ursprünglicher Text nicht unverändert geblieben. Aber wir können mit Hilfe der lateinischen und syrischen Übersetzung die Textform vom Ende des zweiten Jahrhunderts ziemlich genau feststellen.

Gewiß sprach Jesus selber einen aramäischen Dialekt, während die Evangelien griechisch geschrieben sind. Wenn nun auch die Übertragung seiner Worte in die andere Sprache in der sorgfältigsten und umsichtigsten Weise geschah, so daß sie noch heute aramäische Klangfarbe tragen, so mußte dennoch unvermeidlich dabei manche Feinheit des Ausdruckes und des Sinnes, manches Ursprüngliche verloren gehen. Aber für die Frage nach der Geschichtlichkeit Jesu ist dieser Verlust belanglos.

Auch die Evangelien sind nicht als Geschichtswerke geschrieben. Sie wollen Glaubensbücher, religiöse Lehr- und Werbeschriften sein. Darum darf man von ihnen keine geschichtliche Vollständigkeit, keine genaue geschichtliche Reihenfolge und keinen strengen geschichtlichen Zusammenhang erwarten. Man darf nicht falsche Forderungen an sie stellen. Sie haben nicht die Absicht, eine Biographie zu geben. Aber wenn sie auch nicht Geschichtsbücher im engeren Sinne des Wortes sind, so wollen sie doch tatsächlich Geschichte erzählen (Luk. 1, 1 ff.), nur unter dem offenbaren Gesichts- und Gipfelpunkt von Kreuz und Auferstehung.

Wenn wir dies alles erwägen, so werden wir sagen müssen: sie erzählen nicht kurz, sondern recht ausführlich.

Für ihre Wertung als Geschichtsquelle ist die Zeit ihrer Abfassung von Wichtigkeit. Wann sind sie, und wann ihre etwaigen Quellen entstanden? Auch hier ist die theologische Wissenschaft in einer mehr als hundertjährigen mühevollen Untersuchungsarbeit wenigstens in einigen entscheidenden Fragen zu so gut wie allgemein anerkannten Ergebnissen gelangt. Man ist sich darüber klar, daß von den drei ersten Evangelien das vierte zu sondern ist. Sicher ist es das jüngste, fein und zart, wie es Luther nannte, großartig und tief mit zweifellos manchem ihm eigentümlichen geschichtlichen Zug. Aber wenn, wie gesagt, die Evangelien überhaupt nicht Geschichtswerke im strengen Sinn sein wollen, so gilt vom Johannes-Evangelium noch viel stärker: es will nicht erzählen, sondern malen, nicht Vergangenes berichten, sondern Ewiges deuten. Die Geschichte wird ihm sogleich zum Symbol.

Was sodann die Abfassungszeit der drei ersten, der sogenannten synoptischen Evangelien, anlangt, so wird weithin das Markus-Evangelium für das älteste gehalten. Es ward sicher vor der Zerstörung Jerusalems (70), vielleicht vor Beginn des jüdisch-römischen Krieges (67) geschrieben, das Matthäus- und das Lukas-Evangelium bald danach; gerade von letzterem hat neuerdings Harnack zu zeigen gesucht, daß es (mit der Apostelgeschichte) bereits aus der ersten Hälfte der 60er Jahre stamme.

Wir können aber mit Gewißheit die Überlieferung noch weiter zurück verfolgen. Die Anordnung der Sprüche und Reden und Taten Jesu im ersten und dritten Evangelium beweist, daß sie teilweise schon früher gruppenweise zusammen überliefert wurden. Nicht nur mündlich. Vielmehr haben die Evangelisten auch schriftliche Vorlagen benutzt. Der erste und dritte wohl ein Buch von den Taten Jesu, das mit unserm Markus-Evangelium aufs engste sich berührt. Ebenso haben Matthäus und Lukas wohl auch aus einer größeren aramäisch geschriebenen Spruchsammlung geschöpft, die auch Markus als bekannt voraussetzt. Sonst würde er seinem Buche doch mehr Herrenreden eingeordnet haben. Daß Markus in seiner Erzählung des Evangeliums von der Predigt Petri abhängt, ist überdies durchaus wahrscheinlich.

Wir vermögen also, auf Grund der wissenschaftlichen Ergebnisse, die Überlieferung über Jesus ziemlich weit zurück zu verfolgen. Sie konnte sicher noch von Zeitgenossen Jesu auf ihre Echtheit geprüft werden.[1]) Darum ist es ganz ausgeschlossen, daß sie nur das legendarische Erzeugnis des späteren christlichen Gemeindeglaubens wären, fromme Dichtungen und Mythen. Schon mit Rücksicht auf ihre Abfassungszeit bieten sie gute Bürgschaft für die Geschichtlichkeit Jesu.

Nicht minder aber auch im Hinblick auf ihr eigenes Wesen und auf das Bild, das sie von Jesus uns entwerfen.

Sie tragen den Charakter der „ursprünglichsten Ursprünglichkeit“. Enthalten sie nicht eine Reihe ganz bestimmter profangeschichtlicher Angaben? Ist ihr Inhalt nicht in einen geschichtlichen Rahmen eingefügt, der unmöglich erdichtet sein kann? Sind nicht die Gestalten und die Bilder der evangelischen Geschichte echt jüdischer Art, ganz aus dem Boden der palästinensischen Landschaft hervorgegangen, ganz natürlich und wahr? Gerade dies macht es unmöglich, sie für Erdichtungen griechisch-römischer philosophisch gebildeter Kreise zu halten.

Schon ehe Markus und seine schriftstellerischen Vorgänger zur Feder griffen, hatte die Geschichte Jesu feste Form angenommen. Sie war im

1) Jülicher in Hinneberg, Kultur der Gegenwart, 1, IV. 1, S. 51.

allgemeinen in ihrer Reinheit gesichert durch Augen- und Ohrenzeugen, durch die Schärfe und Güte des morgenländischen, besonders des jüdischen, in den Synagogen geschulten Gedächtnisses, durch die außerordentliche Einfachheit der neuen Botschaft, durch die unvergleichliche Schlichtheit ihres Helden, durch die Durchsichtigkeit seiner Umgebung, durch die Eigenart gewisser Umstände, die leicht in der Erinnerung hafteten, durch die Kraft und Form der Jesusworte, die kurz, schlicht, bestimmt, markant, oft pointiert, auch in dichterischer Form, besonders im Gewand der Gleichnisse bald und fest Wurzel schlugen. Wo blieb da für die Erfindung Raum und Gelegenheit?

Würde die Phantasie und die Mythe je so ergreifend einfach und natürlich gesprochen haben, wie es die Evangelien tun? Würde sie so liniensichere Gestalten, wirkliche Menschen gezeichnet haben? Würde sie auch die Provinz Galiläa zum Hauptschauplatz der heiligen Geschichte erkoren haben? Denn dort spielen die Evangelien, abgesehen von der Leidenszeit. Die Beschränkung gerade auf Galiläa hätte keine Dichtung ersonnen.

Vor allem aber muß dem unbefangenen Leser das Bild Jesu selber den Eindruck unantastbarer Geschichtlichkeit erwecken. Keine kritische Säure hat es bis jetzt aufzulösen vermocht. Überall trägt es bestimmte Lokalfarbe. Weinel sagt so schön: „Am See, wo die Fischer ihre Netze auswerfen, auf dem Berge, wo die Feuerlilien blühen und das Korn im Abendwinde rauscht, wo die Vögel in den Büschen dem Schöpfer ihr Abendlied singen, da ist seine Heimat, da hat er wirklich gelebt. Und dieses Leben glüht noch heute in seinen Worten.“ [1])

Wiewohl wir vielleicht nicht mehr die bestimmten Verhältnisse kennen, aus denen heraus Jesus dieses oder jenes Wort sprach, wiewohl dadurch manches an Leben und unmittelbarer Kraft einbüßen mußte, so spürt's unsere Seele ihnen doch an, daß sie wurzelecht sind, unendlich tief und unnachahmlich wahr. Deißmann hat recht: „In allen einzelnen Worten Jesu funkelt immer derselbe einzige Diamant. Mit immer neuen Gluten brennt der blitzende Stein das Auge des Kenners.“ [2]) Hinter ihnen stand Jesus selbst, eine Gestalt ohnegleichen, herrlich und hoch.

Wir ahnen und fühlen: er war zu groß, als daß ihn einer seiner Jünger ganz zu erfassen imstande gewesen wäre. Und dennoch ist das Bild, das uns überliefert ist, von reiner Schlichtheit. Es ist geschichtlicher Granit, an dem die Verneinungssucht sich die Zähne zerbeißen muß. Es ist kein blut- und farbloses Schemen, sondern durch und durch eigenartig, umwoben vom Zauber frischen, blühenden Lebens! Und das soll ein Produkt aus der Retorte religionsgeschichtlicher Bewegungen sein?

Besonders ist hier Wert zu legen auf solche Einzelzüge, auf die niemals der Gestalter einer Idealfigur und niemals die Mythe gekommen wäre, die also Tatsachen seines Lebens sein müssen. Jene hätten

1) Weinel: Jesus im 19. Jahrhundert. 15. Tausend, 1907, S. 52.
2) Deißmann s. o. S. 85.

ihrem göttlichen Helden nur Worte voll höchster Ansprüche, vielleicht erhabene Worte in den Mund gelegt, aber sicher nicht solche, in denen er demütig bestimmte Schranken anerkennt, die ihm gezogen seien, in denen er sich Gott unterordnet. Von Jesus aber werden uns Aussprüche wie Tatsachen mitgeteilt, die ihn nicht nur Gott, sondern auch bestimmten Menschen unterordnen, oder jedenfalls schwerlich von einer Dichtung, die Jesum als Gott verherrlichen wollte, hätten erfunden werden können. Vielleicht ist hier nicht besonders zu betonen, daß Luk. 2, 51 berichtet wird: er war seinen Eltern untertan. Aber Matth. 3, 13 kommt Jesus aus Galiläa an den Jordan zu Johannes, um sich von ihm taufen zu lassen. Matth. 4, 1 ff. wird er vom Satan versucht. Mark. 3, 21 wird uns ungescheut erzählt, daß die Seinen sprachen: „Er ist von Sinnen.“ Mark. 6, 5 erscheint die Heilkraft des großen Arztes ausdrücklich an den Glauben des Kranken gebunden. Mark. 10, 18, Luk. 18, 19 spricht er zu dem, der ihn „Guter Meister“ anredet: „Was heißest du mich gut? Niemand ist gut, denn der einige Gott.“ Matth. 12, 31 f. hält er die Lästerung wider seine Person, den Menschensohn, für vergebbar. Nach Mark. 13, 32 weiß vom Jüngsten Gericht Tag und Stunde niemand, auch die Engel nicht im Himmel, auch der Sohn nicht, sondern allein der Vater. Mark. 15, 34 (Matth. 27, 46) rief um die neunte Stunde Jesus laut und sprach: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ Es ist zuviel gesagt, wenn man in diesen Stellen die Grundsäulen des Lebens Jesu gefunden zu haben glaubte. Aber sie zeigen uns doch Farben, Töne und Züge, mit denen niemals die dichtende Phantasie der Verehrung oder der Mythus eines Kultgottes Jesu Bild freihändig ausgeschmückt hätte. Sie spotten mit durchschlagender Kraft unbedingt jedes Versuchs, Jesu geschichtliche Persönlichkeit mythisch zu verflüchtigen.

Sie sind unerfindbar, wie Jesu Gestalt selbst. Leopold Ranke, der große Geschichtsforscher, schildert sie uns mit den Worten: „Wie so unscheinbar und verborgen war sein Leben, seine Beschäftigung, Kranke zu heilen, ein paar Fischern, die ihn nicht immer verstanden, andeutend und in Gleichnissen von Gott zu reden; er hatte nicht, da er sein Haupt hinlegte, — aber auch auf dem Standpunkt dieser unserer weltlichen Betrachtung dürfen wir es sagen: Unschuldiger und gewaltiger, erhabener und heiliger hat es auf Erden nichts gegeben, als seinen Wandel, sein Leben und Sterben; in jedem Hauch seiner Sprache wohnt der lautere Gottes-Odem; es sind Worte, wie Petrus sich ausdrückt, des ewigen Lebens; das Menschengeschlecht hat keine Erinnerung, welche dieser nur von ferne zu vergleichen wäre.“ [1]) Wäre dieser Jesus erdichtet, wo ist dann der große Unbekannte, der die Gabe besaß, solch Werk zu schaffen? Auch der größte kann doch nicht über die Grenzen seines eigenen Wesens hinaus. Wie sollte er etwas hervorbringen, was seiner eigenen Erfahrung bis dahin ganz fremd war, und was nie in den Bereich seiner Einbildungskraft

1) Ranke: Die römischen Päpste, 7. Aufl., S. 2.

eintreten konnte? Jesus als Erzeugnis der Phantasie müßte geheimnisvoller und wunderbarer sein als der Jesus der Geschichte. Hätte sein Bild wirklich ein Mensch erdichtet, wie genial müßte dieser Mensch sein; wir müßten ihn verehren, er wäre selber ein Wunder, selber der große Prophet. Und wo ist dieser Gewaltige? Wie konnte er völlig im Meer der Vergessenheit versinken? Darum sprach Lavater im Sterben: „Zahllos und schrecklich sind die Zweifel der denkenden Christen, aber sie alle besiegt die Unerfindlichkeit Jesu." Darum fragt John Stuart Mill in seinem „Theismus": „Wer unter seinen Jüngern oder den von diesen Bekehrten ist imstande gewesen, die Jesus zugeschriebenen Reden zu ersinnen oder ein Leben auszudenken und eine Persönlichkeit zu gestalten, wie sie uns aus den Evangelien entgegentritt?" — Darum schreibt der Züricher Philosophieprofessor Fr. W. Förster: „Einige wahrhaft ‚Verlehrte' haben neuerdings behauptet, es seien gar keine Beweise dafür da, daß Christus wirklich existiert habe. Antwort: Dann muß aber doch derjenige gelebt haben, der das alles erfunden hat. Wer aber Gethsemane und Golgatha erfunden hätte, der müßte selber das erhabenste Genie gewesen sein, er müßte das alles durchgemacht, er müßte die ganze Lebenstragödie von innen gekannt haben; denn nur aus dem gewaltigsten Erleben wird solche Stille und Hoheit geboren! Es käme also alles auf ein ähnliches Resultat heraus, wie es einst jener gelehrte Homerforscher ausgesprochen: „Homer ist nicht von Homer gedichtet, sondern von einem ganz anderen, der — auch Homer hieß." [1])

Wenn vollends eine Mehrheit die Aufgabe gelöst haben sollte, dies Kunstwerk zu formen, in seiner Größe so schlicht, in seiner Mannigfaltigkeit so einheitlich, in seinen Verschiedenheiten so zusammenschließend, wäre dann das Rätsel nicht noch größer? Sollte vielleicht die christliche Urgemeinde die Meisterin gewesen sein, wie wunderbar müßte ihr Inneres dann erscheinen? Aber woher diese innere Größe? Wer gab sie ihr? Ist so der Schleier nicht noch dichter? Ist nicht gerade die christliche Gemeinde, das Dasein des Christentums der sprechende Beweis für die geschichtliche Tatsache Jesu? Sie wäre nicht in ihrer einzigartigen weltgeschichtlichen Bedeutung ohne diese weltgeschichtlich einzige große Persönlichkeit.

Wenn vollends gar Jahrzehnte, ganze Menschenalter, Sekten und Volksreligionen, Jahrhunderte an diesem Bilde gewoben haben sollten, wenn ihm ein Mythus die lebendige Seele eingehaucht haben sollte, schürzt sich dann der Knoten nicht immer fester zusammen und unlösbarer? Müssen nicht alle diese Konstruktionen selber wider ihren Willen laut zeugen für die Unerfindbarkeit der Jesusgestalt? Am meisten verfällt diesem Schicksal Drews' Gebilde vom „vorchristlichen Jesus". Mühevoll hat er es geschaffen, in höchst auffällig unwissenschaftlicher Art. Dieser Mißbrauch der Analogie, diese Überschätzung der Tragweite von fremden Einflüssen, diese seltsamen Beweisführungen mit „wohl", „vielleicht", „offenbar", „es scheint", „die Vermutung drängt sich auf", „es darf als ausgemacht gelten", „es ist zu schließen"! Und was vermutet er nicht alles von jüdischen Sekten, die wir gar nicht oder nur sehr wenig kennen, bei denen aber der Mythus von Jesus aufgekommen sei und die ihn zu ihrem Kultgott erhoben hätten! Und wenn wirklich das Christentum aus dem von Drews geschilderten Mutterboden entsprungen wäre, so bliebe die Feindschaft, die es erfuhr, ein Rätsel. Gerade die geistigen Führer hätten ihm zuerst zufallen müssen. In der Tat aber nahmen die schlichtesten Leute aus dem Volke die neue Botschaft an. Diese jedoch lassen sich nicht durch solche Phantome begeistern. So grau ist Drews' Theorie und Phantasie.

1) Förster: Jugendlehre, S. 487 Anm.

Im Bekenntnis eines savoischen Vikars spricht Rousseau: „Werden wir sagen, die Geschichte des Evangeliums sei eine müßige Erfindung? Mein Freund, so erfindet man nicht; und die Taten Sokrates', an denen niemand zweifelt, sind weniger beglaubigt, als diejenigen Christi. Im Grunde heißt dies nur, die Schwierigkeit zurückschieben, ohne sie zu beseitigen; es wäre unbegreiflicher, daß mehrere Menschen in Übereinstimmung dies Buch angefertigt hätten, als daß ein einziger den Inhalt geliefert hätte. Niemals würden jüdische Autoren diesen Ton, diese Moral gefunden haben und das Evangelium besitzt so große, so schlagende, so völlig unnachahmliche Merkmale der Wahrheit, daß der Erfinder davon mehr angestaunt werden müßte als der Held."

Aber wie kommt es, daß ein Mann wie Drews so geblendet erscheint gegenüber offenkundigen Beweisen? Was hat ihm den Sinn für die Wirklichkeit so geschwächt? Es ist seine Abneigung gegen die Geschichte, seine Geringschätzung der Vergangenheit. Das mußte für ihn um so verhängnisvoller werden, je rascher der Metaphysiker sich auf das Gebiet der Geschichte begab. Die Vergangenheit scheint ihm für die Religion der Gegenwart wertlos, unlebendig und tot, eine unerträgliche Last. — Welche Verkennung! Wir werden die Überlieferung nicht überschätzen, und das ewig Gestrige nicht vergöttern. Aber die Geschichte ist keineswegs nur Stickluft und Last. Sind wir nicht alle an Geschichte gebunden? Sind wir nicht Kinder unserer Eltern, unserer wie der vergangenen Zeit, unseres Volkes mit seiner Geschichte? Gibt es für uns nicht auch Gesetze der Sitte? Ist Sitte nicht Geschichte? Verdient nicht auch die Sitte, die in der Geschichte erwachsen ist, die Ehrfurcht, die Goethe so hoch gestellt hat? Ohne die Vergangenheit würde uns der Boden fehlen, da wir Wurzel schlagen sollen. Könnten wir aber nicht Wurzel fassen, so müßten wir langsam sterben.

Haben nicht große Zeiten der Geschichte hohe Bedeutung noch für unsere Gegenwart? Wir müssen nur von ihr lernen, anstatt sie zu meistern. Wir müssen für die Gegenwart aus ihr Münzen prägen. Dann liegt in ihr ein bleibender Ertrag, dauerndes Leben. Bei Eucken heißt es: „Die Vergangenheit hört dann auf, bloße Vergangenheit zu sein, sie kann ein Stück einer zeitüberlegenen Gegenwart werden und damit eine Sache

eigenen Lebens, unablässiger Arbeit bleiben." [1]) Die Geschichte ist eine der größten Lehrmeisterinnen, auch auf religiösem Gebiet.

Vor allem danken wir vieles den hervorragenden Personen der Geschichte. Aber freilich, mit der Geringachtung der Vergangenheit geht bei Drews Hand in Hand auch die Unterschätzung der Persönlichkeit und die Unfähigkeit eine besondere Persönlichkeit, eine hervorragende Erscheinung, den Genius recht zu begreifen und zu werten. Er ist zu sehr gebunden von seiner monistischen Weltanschauung. Sie scheint sogar der Ausgangspunkt seiner auflösenden Ideen zu sein. Er schließt seine „Christusmythe" mit dem Satze: „Das Haupthindernis einer monistischen Religion und Weltanschauung ist der mit keiner Vernunft und Geschichte vereinbare Glaube an die geschichtliche Wirklichkeit einer ‚einzigartigen', vorbildlichen und unübertroffenen Erlöserpersönlichkeit." Einmal sucht Drews den Größten und Reinsten geradezu in die Tiefe herabzuziehen, wenn es S. 140 der Christusmythe heißt: „Ja, es scheint, daß auch sogar die Hinneigung Jesu zu den ‚Zöllnern und Sündern', das Sichherablassen des Messias zur Hefe des Volkes und seine weibliche Gefolgschaft zum Teil recht zweifelhafter Art (Maria Magdalena) sein Vorbild in der anrüchigen Umgebung des babylonischen Sakäenkönigs und der übrigen Scheinkönige hat, denen alle Freiheit eingeräumt war, bis sie am letzten Tage ihrer Herrschaft die kurze Lust mit dem Tode am Galgen büßten."

Schon Kalthoff lehnt sich mit Nachdruck gegen die Betonung und Heraushebung der Personen in der Geschichte auf. Wohl hat er sich dagegen verwahrt, daß er aus ihr die Persönlichkeiten entferne. Gleichwohl sind ihm die Menschen nur Einzelnummern der Masse, Durchgangspunkte der Entwicklung. Der Genius, der Heros ist ihm undenkbar. Wenn er hinzufügt, die Anschauung von den großen Einzelnen als Trägern der Weltgeschichte, die Carlylesche Heldengeschichte habe für die moderne Geschichtswissenschaft keine Bedeutung mehr, so ist das eine nicht geringe Übertreibung. So denkt die moderne Geschichtswissenschaft nicht. Große Bewegungen und große Persönlichkeiten sind nicht innere Widersprüche. Sie schließen einander so wenig aus, daß sie sich sogar gegenseitig dienen. Die Geschichte ist immer ein festes Gewebe von der Macht des Persönlichen und vom Einfluß des Nichtpersönlichen. So wenig wir große Männer und Frauen begreifen können ohne die Umgebung, die Verhältnisse und den geistigen Zusammenhang, darin sie stehen, so sicher gewinnen große Bewegungen erst Bedeutung, wenn geistesmächtige Persönlichkeiten sie führen und gestalten.

Das lehrt uns gerade die Religionsgeschichte. Große Männer haben die führenden Religionen geschaffen, und alle Religion kann ohne sie nicht leben. Langsam würde sie ohne dies Feuer erkalten. Wenn übrigens unsere Gegner immer wieder soviel vom Trieb zum Personifizieren reden, beweist nicht auch das die Bedeutung der Persönlichkeit zumal im Lande

1) Eucken: Die geistigen Strömungen der Gegenwart, 3. Aufl., 1904, S. 209.

der Religion? Von den Größen der Vergangenheit strömt mächtige Gegenwart, frisches Leben, starke Kraft aus, die uns helfen will, selber persönlich, ein echtes, reines Ich zu werden. Wie Goethe sagt:

Höchstes Glück der Erdenkinder
Ist nur die Persönlichkeit!

Jesu Person bedeutet nach Euckens Wort „die größte aller Wendungen und ruft die Geister auf zur wichtigsten aller Entscheidungen". [1]) Denn er ist die persönlichste aller Persönlichkeiten. Wir sehen das Licht seines Auges, fühlen den reinen Atemzug seiner Seele, spüren die Gewalt seines Willens in seiner Einheit mit Gott, und hören Klänge der Ewigkeit aus seiner Rede. Wir lauschen und sprechen: „Herr, wohin sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens."

Weil indes die überragende Größe einer Persönlichkeit ein Widerspruch ist zur „monistischen" Weltanschauung, darum schon muß von vornherein Männer wie Drews eine Abneigung gegen den großen Nazarener beseelen. Darum muß jede Leugnung seiner Geschichtlichkeit ihnen besonders willkommen sein. Aber um so mehr sollen sie sich vor der Gefahr hüten, daß der Wunsch nicht Vater des Gedankens werde.

An Jesus hängt das Beste unserer zwei Jahrtausende alten Kultur. Wie oft wollten in diesem inhaltschweren Zeitraum Menschen den Erlöser totsagen und totschweigen und totschlagen! Aber keinem ist's gelungen. Immer von neuem wachte und stand er wieder auf und schaute die Menschen mit seinem großen brennenden Auge an und blickte ihnen in die innerste Seele. Da war's ihnen, als sei er ihr lebendiges Gewissen. Über niemand ist soviel geredet, geschrieben, gedruckt worden als über Jesus Christus. Die Besten und Tapfersten der Erde haben aus seinem Leben stetig neue Kraft geschöpft. Sie haben vor ihm gekniet und gebetet.

„Mag die geistige Kultur immer fortschreiten, . . . und der menschliche Geist sich erweitern wie er will, über die Hoheit und sittliche Kultur des Christentums, wie es in den Evangelien schimmert und leuchtet, wird er nicht hinauskommen." Dies Wort Goethes hat bis zur Stunde recht behalten. Ringt nicht die Gegenwart so stürmisch um Jesus, wie keine Zeit vorher? Ist er nicht auch heute eine Großmacht? Beweisen das nicht schon die leidenschaftsvollen Kämpfe, die ihm gelten? So kämpft man nicht um Staub, sondern um einen Edelstein. So streitet man nicht um einen Toten, sondern um einen Lebensfrischen. Schreitet er nicht von Sieg zu Sieg? Hieß nicht das letzte Wort, das der Christushasser, Friedrich Nietzsche, noch mit zitternder Hand schrieb, bevor er in die Nacht des Wahnsinns versank: „Der Gekreuzigte"? Ist Christus nicht lebendiger denn je? Und dieser Jesus sollte ersonnen, keine Geschichte, nur Mythus sein? Wär's nicht wie ein Hohn auf die ganze Weltgeschichte? Jedoch das letzte Wort spricht wie immer in der Religion nicht das Wissen, sondern das Herz. Lenau singt so ergreifend, was schon manche Menschenbrust vor der erhabenen Gestalt Jesu empfunden hat:

1) Eucken: Die Lebensanschauungen der großen Denker, 7. Aufl., 1907.

Die Hohe sollte sich begnügen,
Nur hinzukümmern trüb und hohl,
In Wahngebilden, Schattenlügen,
Als Märchen, Mythe und Symbol? —

Nein, Nein! Wem je der Menschheit Klagen
Bis auf den Grund das Herz durchbebt,
Kann den Gedanken nicht ertragen,
Der allen Trost ihm untergräbt.

Die Seele jubelt Jesus zu, „weil es ihr ist, als stoße sie auf das Fundament ihres geistigen Daseins".[1]) Und sie müßte trauern, schmerzlich trauern, wenn die modernste Botschaft recht behielte, daß Jesus keine Gestalt der Geschichte sei. Wir haben's von dem großen Schleiermacher gelernt, daß der Glaube wanken muß, wenn ihm die geschichtliche Grundlage entzogen wird. Aber sie ist ihm nicht entzogen. Auch der modernste Ansturm ist gescheitert. Die Drewsschen Zweifel sind in sich selbst zusammengebrochen, doch sind sie nicht nutzlos gewesen. Wir haben im Verteidigungskampf manches gelernt. Es ist uns gut, wenn uns immer wieder gezeigt wird, daß in der neutestamentlichen Forschung im einzelnen noch manche Probleme ernster Arbeit harren. Wir sind aber auch mit erneuter Klarheit des Grundes unseres Glaubens gewiß geworden. Dafür haben wir dankbar zu sein. Der starke Baum des Christentums steht unerschüttert, und wir hören seine Krone rauschen: „Jesus Christus gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit."

1) Bousset: Was wissen wir von Jesus? Halle 1904, S. 63.

Buchdruckerei des Waisenhauses in Halle (Saale).

Die Redaktion überläßt die Verantwortung für alle mit Namen erscheinenden Flugschriften den Herren Verfassern.

Die Flugschriften des Evangelischen Bundes erscheinen in Heften; 12 Flugschriften bilden eine Reihe. Man abonniert auf die Reihe zum Pränumerationspreise von 2 Mark in jeder Buchhandlung oder direkt beim Verlag in Halle (Saale), Albrechtstr. 38.

Jede Flugschrift ist auch einzeln zu beziehen. Das alphabetische Verzeichnis der erschienenen Hefte wird unentgeltlich abgegeben.

Inhalt der XXII. Reihe. Heft 253—264.

253. (1) **Sieben Bitt- und Bettelreden,** gehalten bei den Lutherfeiern der evangelischen Gemeinde in Tübingen von Dr. Karl Geiger, Oberbibliothekar. 40 Pf.

254. (2) **Professor Harnacks Kaisersgeburtstagsrede 1907.** Erwogen von einem Mitgliede des Evangelischen Bundes. Von Konsistorialrat Dr. Hermens, Cracau bei Magdeburg. 40 Pf.

255. (3) **Syllabus und Modernisten-Enzyklika Pius' X.** Von Vigilius. 50 Pf.

256/57. (4/5) **Der römische Katholizismus in den nordischen Reichen (Dänemark, Norwegen und Schweden).** Von A. Basedow, Pastor in Schmölln, S.-A. 75 Pf.

258/59. (6/7) **Bonifatiusverein und Protestantismus.** Von Pfarrer Dr. Friedrich Selle, Bad Ischl, Oberösterreich. 75 Pf.

260. (8) **Der persönliche Charakter des protestantischen Christentums.** Ein Vortrag von D. Martin Schulze, ordentlichem Professor an der Universität Königsberg. 25 Pf.

261/62. (9/10) **John Milton als protestantischer Charakter.** Von Dr. Carl Fey. 75 Pf.

263/64. (11/12) **Die wirtschaftliche und kulturelle Rückständigkeit der Katholiken und ihre Ursachen.** Von Johannes Forberger, Pastor in Dresden. 1 M.

Inhalt der XXIII. Reihe. Heft 265—276.

265. (1) **Haeckels Monismus eine Gefahr für unser Volk.** Behandelt von Lic. Dr. Viktor Kühn, Pastor in Dresden. 2. Aufl. 40 Pf.

266. (2) **Zur Entwickelung des katholischen Ordenswesens im Deutschen Reich.** Ein statistischer Versuch von P. Paul Pollack, Groitzsch (Sachsen). 50 Pf.

267. (3) **Religion und Politik.** Von Walther Wolff. 50 Pf.

268/70. (4/6) **Um das Recht des evangelischen Religionsunterrichts.** Von Hans Winter. 1 M.

271. (7) **Priester und Pastor.** Vortrag, gehalten im Zweigverein des evangelischen Bundes in Görlitz von G. Bornkamm, Pastor. 40 Pf.

272. (8) **Johannes Calvin.** Von Dr. Carl Mirbt, Professor an der Universität Marburg. 40 Pf.

273. (9) **Zu Johannes Calvins Gedächtnis 10. Juli 1909.** Rede am 26. Juni 1909 in der Elisabethkirche zu Breslau bei der Calvinfeier des Evangelischen Bundes von D. Dr. Karl Heinrich Cornill, Geheimem Konsistorialrat, ordentlichem Professor der Theologie, weltlichem Vorsitzenden des Presbyteriums der Hofkirche zu Breslau. 40 Pf.

274/75. (10/11) **Bischof Benzler und der Protestantismus.** Auch ein Wort der Aufklärung an Katholiken und Nichtkatholiken, zugleich Antwort auf Bischof Benzlers Schrift „Metzer Hirtenbrief und Evangelischer Bund" vom Vorstand des Hauptvereins Lothringen des Evangelischen Bundes. 75 Pf.

276. (12) **Protestantismus und nationale Politik.** Auf Grund eines Vortrages, gehalten auf der 22. Provinzialversammlung des rheinischen Hauptvereins des Evang. Bundes am 28. Juni 1909 von Dr. Haberkamp, Pfarrer, Düsseldorf-Rath. 25 Pf.

Inhalt der XXIV. Reihe. Heft 277—288.

277/279. (1/3) **Der Kampf der deutschen Katholikentage gegen andere Konfessionen.** Auf Grund amtlicher Quellen von P. Braeunlich. 75 Pf.

280/282. (4/6) **Die Bemühungen der deutschen Katholikentage um die Bekehrung der Nichtkatholiken.** Auf Grund amtlicher Quellen von P. Braeunlich. 75 Pfg.

283. (7) **Katholikentage und Toleranz.** Von P. Braeunlich. 40 Pfg.

284/88. (8/12) **Die deutschen Katholikentage als ultramontane Kampforganisation.** Von P. Braeunlich. 1 M. 50 Pfg.

Buchdruckerei des Waisenhauses in Halle (Saale).